

„Aufhängen, umbringen“

Der Doku-Film „East/West - Sex & Politics“ wirft ein Schlaglicht auf die Situation von Schwulen und Lesben in Russland

Für den Moskauer Bürgermeister Jurij Luschkow ist die Sache klar: Homosexualität sei eine „Massenvernichtungswaffe“ des Westens, mit dem Ziel, die russische Gesellschaft und ihre Werte zu untergraben. Zwei Jahre lang hat der Filmemacher Jochen Hick die Aktivisten der immer wieder verbotenen CSD-Paraden in Moskau begleitet. Sein Dokumentarfilm „East West - Sex & Politics“ feierte Mitte Februar auf der Berlinale Premiere. Alexander Heinrich sprach mit dem Regisseur über Stammtischparolen und das Schweigen der Mehrheit.

Sind Sie bei den Dreharbeiten auf Schwierigkeiten gestoßen?

Wir wurden einige Male von der Miliz aufgegriffen und mussten uns ausweisen. Andererseits war es kein Problem, Alexej Mitrofanow in der Duma zu interviewen oder im Umfeld von Gerichtsverhandlungen zu filmen. Wir wurden beobachtet, aber vielleicht hat man unser Drehprojekt als zu klein oder unbedeutend eingeschätzt, um unsere Aufnahmen zu verhindern.

Welche Vorurteile begegnen russische Homosexuellen im Alltag? Der Film fängt viele drastische O-Töne ein: Aufhängen, umbringen – das waren solche Sprüche. Andererseits trifft man auf Leute, die sagen, wir haben nichts gegen Schwule, wir hassen Kaukasier. Was ich immer wieder feststellen konnte: Die Menschen wissen in Russland oft viel zu wenig über Homosexualität. Zwar wurde der Schwulen-Paragraph 121 im Strafgesetzbuch 1993 abgeschafft. Und trotzdem sind Ärzte zum Beispiel bis heute manchmal unsicher, ob sie Homosexualität als Krankheit einordnen sollen oder nicht. Außerdem spielt in Russland die Kirche mit ihrer Haltung gegenüber Homosexualität eine noch unrühmlichere Rolle als in vielen anderen Ländern.

In Moskau und St. Petersburg werden CSD-Demonstrationen regelmäßig verboten. Wer trotzdem demonstriert, wird festgenommen oder von Milizionären verprügelt. Wie reagieren Schwule und Lesben auf diese politische Ausgrenzung?

Bis auf eine kleine Gruppe von Aktivisten arrangieren sich die meisten mit der Situation. Wenn Schwule und Lesben mehr oder weniger im Verborgenen bleiben und ihre sexuelle Orientierung nicht in der Öffentlichkeit thematisieren, dann ist das für die schweigende Mehrheit in Ordnung. Aber diese Art von Toleranz ist natürlich äußerst labil. Alle Versuche, Christopher-Street-Days in den Straßen russischer Städte zu etablieren, wurden bisher unterbunden. Die Minderheit hat also kaum die Chance, auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Und nicht nur das: Solche Demonstrationen spielen auch eine wichtige Rolle, Gleichgesinnte zu finden, sich mit der eigenen sexuellen Orientierung zu identifizieren, Selbstbewusstsein zu entwickeln. Das alles ist in Russland offenbar bisher nicht erwünscht.

Tickt die Szene in Moskau anders als in westlichen Metropolen?



Foto: Privat

Moskau ist eine lebendige und für mich eine unglaublich faszinierende Stadt. Natürlich gibt es hier eine ganze Reihe Clubs für Schwule und Lesben. Aber gegenüber den geschätzten 15 Millionen Einwohnern ist diese Szene dann doch recht klein und überschaubar. Außerdem kann sich nicht jeder den Eintritt für die Clubs leisten. Parkanlagen, in denen sich früher ärmere Schwule treffen konnten, wurden im vergangenen Frühjahr nach Provokationen christlich-orthodoxer Gruppen geschlossen.

Einerseits gibt es Anfeindungen im Alltag. Andererseits finden homosexuelle Künstler im Fernsehen breiten Raum. Sind Sie bei den Dreharbeiten auf solche Widersprüche gestoßen?

Ich war vor einigen Jahren auf einem Festival in Perm zu Gast, und dort sagt jemand zu mir: Was hast du, bei uns gibt es doch Schwule, zum Beispiel die Tänzer im Bolschoi-Theater und sie werden sogar geachtet. Klar, es gibt Nischen, in denen Homosexuelle akzeptiert werden. Aber diese Toleranz spielt sich eben fast nur auf dem Level des Paradiesvogels ab. Das ist eine Art winziges Toleranz-Ventil der Gesellschaft und das ist nicht nur in Russland so, sondern überall auf der Welt, wo Homosexuelle unerwünscht sind. Natürlich verdient es Anerkennung, wenn ein Künstler in Russland offen zu seiner sexuellen Orientierung steht. Aber man darf nicht vergessen, dass diese wenigen Künstler Freiheiten und Möglichkeiten haben, von denen normalsterbliche Schwule in Russland nicht mal träumen können.

Muss man den Russen nicht Zeit für eine Entwicklung zugestehen, die bei uns schließlich auch Jahrzehnte gebraucht hat?

Klar kann man sagen, dass das eben seine Zeit braucht. Russland hat keine lange demokratische Erfahrungen, das stimmt und das hat sicher nichts mit westlicher Überheblichkeit zu tun, wenn man das erst mal so feststellt. Aber andererseits zeigt sich Russland zumindest in seinen Metropolen als ein supermodernes Land. Ich habe den Eindruck, dass der wachsende Wohlstand das Bedürfnis nach gesellschaftlichen Fortschritten geradezu überrollt. Wenn ich auf Vorurteile bei Menschen treffe, die wenig Geld haben, die vom gesellschaftlichen Leben und von politischem Einfluss ausgeschlossen

sind – dann ist das nicht schön, in gewissen Grenzen aber nachvollziehbar. Aber wenn die politische Klasse vollkommen desinteressiert an diesem Thema ist, oder in öffentlichen Reden auch noch verbal auf Minderheiten eindrischt, dann gibt es dafür einfach keine Entschuldigung. Das sind Leute, die es einfach besser wissen müssten. Trotzdem findet sich kein Duma-Abgeordneter, der öffentlich eine Lanze bricht für die Toleranz. Man mag über Alexej Mitrofanow denken, wie man will – in dieser Beziehung ist er die einzige Ausnahme.

Werden Sie den Film in Russland zeigen?

Ich hoffe, dass wir East/West auch in Russland zeigen, wir werden uns darum bemühen. Er ist ein Plädoyer für Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten – und deren Situation ist natürlich übertragbar auf alles andere, auf die demokratische und politische Kultur.

Denken Sie, dass das russische Publikum den Film mit anderen Augen sieht?

Russische Dokumentarfilme stehen in einer anderen Tradition, sie sind in ihrer Bildersprache, in ihren Aussagen oft sehr geradlinig und sehr eindeutig. Westeuropäische Filme stellen eher Fragen und überlassen dem Zuschauer mehr Freiheit für die Interpretation. „East/West“ ist in diesem Sinne ein sehr vielschichtiger Film geworden, aber gerade in dieser Vielschichtigkeit ist es eben auch ein Film, der sich an alle richtet, ob es nun Deutsche oder Russen oder eben Homo- und Heterosexuelle sind.

Russische Mordskerle

Wladimir Sorokins Roman über eine skrupellose Kreml-Leibgarde

Wladimir Sorokin, einer der bedeutendsten Schriftsteller im heutigen Russland, hat stets provoziert. Bisher stießen sich Leser und Kritiker vor allem an Moral und Ästhetik seiner extremen Kunstwelten, nun liegt ihnen erstmals eine scharfe politische Anklage vor. In seinem neuen Roman „Der Tag des Opritschniks“ erschafft Sorokin die Schreckensvision eines Russländischen Reiches im Jahr 2027: Durch eine Große Mauer ist das Land vom Westen abgetrennt, eine allmächtige Leibgarde des Kreml-Chefs terrorisiert die Bevölkerung – ganz so wie unter Iwan dem Schrecklichen.

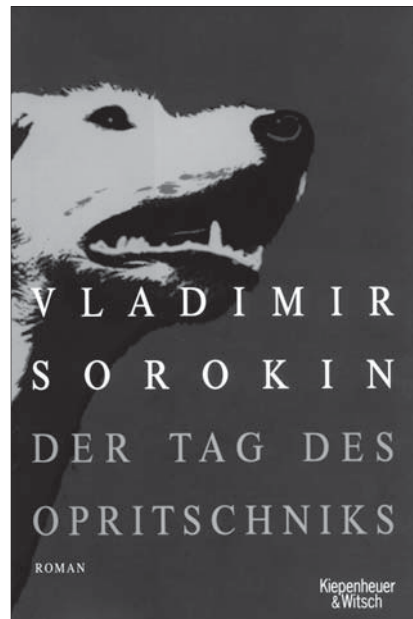
Ulrike Gruska

Russland im Jahr 2027. Mit einer großen Mauer hat sich das Reich vom Westen abgeschottet. Handel treibt es nur noch mit China, das im Tausch gegen Bodenschätze moderne Technik und Lebensmittel liefert. Den Europäern wird immer mal wieder das Gas abgedreht, westliche Waren kommen schon lange nicht mehr ins Land. Das Volk hat freiwillig seine Reisepässe verbrannt und dient dem gottgleichen Herrscher des Russländischen Staates, seinem Gossudaren. Der setzt seine Macht mit Hilfe einer skrupellosen Leibgarde durch: den Opritschniki.

Mit „Der Tag des Opritschniks“ hat Wladimir Sorokin zum ersten Mal ein durch und durch politisches Buch geschrieben. Schon vorher hatte Sorokin provoziert: Immer wieder karikierte er den moralischen Verfall der Eliten auf drastische Weise. Seinem Roman „Der himmelblaue Speck“ brachte das einen Prozess wegen Pornografie ein, die kremltreue Jugend verbrannte vor dem Moskauer Bolschoi-Theater öffentlich sein Werk. Doch während sich Leser und Kritiker bisher vor allem an Moral und Ästhetik der sorokinischen Kunstwelt stießen, liegt ihnen nun eine scharfe politische Anklage vor.

Andrej Komjaga, Hauptperson und Ich-Erzähler des Romans, gehört zum engsten Kreis der Kreml-Leibgarde. Er schildert einen ganz normalen Montag im Leben eines Opritschniks: Nach dem Frühstück einen Adligen erhän-

gen, eine Frau vergewaltigen, ein Haus anzünden. Später Westsender abhören, ein Theaterstück zensieren und zur Entspannung der Auspeitschung eines Intellektuellen zuschauen.



Schließlich einen Liebhaber für die Gossudarin besorgen und Zollprobleme an der Erdgastrasse nach China klären. Und nach getaner Arbeit in der Kirche zu seiner Lieblingsikone beten. Nichts Ungewöhnliches also, nichts Aufregendes. Abgesehen vielleicht von dem Saunabesuch um Mitternacht

und der anschließenden Sexorgie der Opritschniki miteinander.

Für seinen literarischen Ausblick in die nahe Zukunft hat sich Sorokin der Vergangenheit bedient. „Opritschniki“ hießen die Erfüllungsgehilfen Iwans des Schrecklichen, die das russische Volk im 16. Jahrhundert terrorisierten. Wie ihre historischen Vorbilder tragen Sorokins Opritschniki Hundekopf und Besen zum Zeichen ihrer Macht. Stets wachsam, heißt das, werden sie ihr geliebtes Land von Feinden reinigen.

Doch auch mit der russischen Gegenwart weist der Roman mehr als nur zufällige Ähnlichkeit auf. Moskau steckt im Dauerstau, seine Reichen vertreiben sich die Zeit mit ausschweifenden Partys. Den Staat regiert ein schmalgesichtiger Herrscher mit rotblondem Haar, dessen Diener viel von der nationalen Idee und dem Russentum reden.

Als eine Art Gegengift möge sein utopischer Roman wirken und das Land vor einer Katastrophe bewahren, sagte Sorokin als das Buch vor einem Jahr in Russland erschien. Die heftigen Reaktionen, die der Roman hervorrief, zeigen etwas anderes. Zwar begrüßten Oppositionelle das Buch über bedingungslosen Gehorsam und Grausamkeit im Namen der Macht, weil es ihre Warnungen vor einem immer autoritärer werdenden Staat zu bestätigen schien. Doch auch Nationalisten klatschten Sorokin zum ersten Mal Beifall: Endlich habe er ein vernünftiges Buch geschrieben – ein Buch, das zeige, wie man mit Feinden Russlands umgehen müsse.

Wladimir Sorokin: Der Tag des Opritschniks. Aus dem Russischen von Andreas Tretner. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008, 221 Seiten, 18,95 Euro

Planet Moskau

Locken auf der Glatze drehen

Alexander Heinrich

Früher trug der Kremlherr noch ebenso verlässlich einen Bart, wie amerikanische Präsidenten Stock und Hut. Diese Zeiten sind glücklicherweise vorbei. Bärtige Staatsführer sind in der Mitte des letzten Jahrhunderts in Verruf gekommen, und wer heute noch wie Mahmud Ahmadinedschad oder Alexander Lukaschenko sein Gesicht hinter Gestrüpp versteckt, gilt zurecht als suspekter Figur.

In Russland ist die Kandidatenfrage für den Kreml trotzdem eine haarige Angelegenheit geblieben. Haare spielen in Russlands Nachfolgefragen die entscheidende Rolle, und zwar jene Haare, die den Kandidaten auf dem Kopf wachsen – oder eben nicht mehr wachsen. Lenin und Stalin, Chruschtschow und Breschnew, Andropow und Tschernenko, Gorbatschow und Jelzin, es ist stets das gleiche Muster: Glatze – Haare, Glatze – Haare, das ist seit der Oktoberrevolution der geheime Morsecode in Nachfolgefragen des Kreml.

Einige Haardemoskopen behaupten nun, der scheidende Präsident Putin sei der erste gewesen, der mit dieser Regel gebrochen habe. Allerdings sind das nichts anderes als durchschaubare Versuche, auf der präsidialen Glatze schöne Locken zu drehen. Man wird Putin gewiss nicht zu nahe treten, wenn man ihn zur Fraktion mit spärlichem Haar zählt. Der russische Präsident pflegt seine verbliebenen Haarpracht nämlich nach Altherrenart über den Schädel zu scheiteln. Auf diese Weise lassen sich zwar kahle Stellen geschickt kaschieren, nicht aber die eiserne Regel außer Kraft setzen: Auf einen Kremlherren mit gelichtetem folgt stets einer mit vollem Haupt.

In der Frisurenfrage bleibt sich der Kreml auch bei Dmitrij Medwedew treu. Wer dieser Tage am Hotel Moskwa vorbei schlendert, kann sich davon überzeugen. Auf einem Plakat ist der alte Präsident mit hoher Stirn und Fliegerjacke zu sehen und neben ihm der Nachfolger mit vollem Haar und feinem Zwirn. In einem Punkt stimmen sie überein: Beide tragen einen Fassonschnitt, nach dem man die Uhr stellen kann. Andere Kandidaten haben von vornherein keine Chance: Sie haben entweder eindeutig zu wenig Haare (Gennadij Sjuganow) oder zuviel davon (Andrej Bogdanow) oder sie tragen sie wie Wladimir Schirinowskij an unmöglichen Stellen, nämlich auf den Zähnen. Michail Kassjanow, der eine ernst zunehmende Konkurrenzfrisur trägt, darf gar nicht erst zur Wahl antreten.

Natürlich ist auch in Russland nicht nur entscheidend, was auf der Stirn, sondern auch das, was darunter sprießt. In dieser Hinsicht gibt der Wunschnachfolger allerdings einige Rätsel auf: Mal angenommen, man könnte aus Medwedews Haarbürste eine Probe entnehmen, um sie auf das politische Genom zu untersuchen. Wie viel Putin wird drin sein? Wie viel Gasprom? Und wie viel Deep Purple? Darüber wird nicht nur in Moskaus heftig spekuliert. Im Moment sieht es so aus, als sei Medwedew jemand, der auf den Westen zugeht, statt ihm immerzu die Stirn zu zeigen. Medwedew könnte sozusagen das Toupet sein, mit dem sich der Kreml ein bisschen zurecht macht, ein bisschen adretter und verbindlicher für den Rest der Welt.

Der übernächste Präsident wird übrigens wieder ein Kandidat sein, der zu Haarausfall neigt. Wer sich für Medwedews Nachfolger interessiert, der kann schon mal Ausschau halten nach den Geheimratsecken im Kreml. Nach dem Frisurenregelement könnte es durchaus Wladimir Putin sein. Falls Medwedew bis dahin im Amt nicht die Haare ausfallen.